

2 Rückblick auf 25 Jahre Freiburger Rundbrief, 1948-1973

Professor Dr. S. Hugo Bergman sandte den folgenden Beitrag für diese XXV. Jahresfolge aus Jerusalem. Den Schluss dazu schrieb er am 7. Oktober 1973, einen Tag nach dem am Versöhnungstag von ägyptischer und syrischer Seite begonnenen 4. arabisch-israelischen Krieg.

Der Tod des Todes

Von Professor Dr. S. Hugo Bergman¹

Auf dem letzten Blatt unserer Pessach-Hagada stehen die Worte: »Und es kommt der Heilige, gelobt sei Er, und schlachtet den Engel des Todes.« Die Erzählung der Hagada, die mit der Erlösung unseres Volkes aus der Knechtschaft Ägyptens beginnt, klingt aus in die grosse Erlösung der Menschheit und der Welt, in den Tod des Todes. Von diesem Ende her, von der grossen Erlösung, erhält unsere nationale Erlösung ihren Sinn, wie die scheinbar unbedeutende Erzählung vom bunten Rock, den Jakob seinem Lieblingssohne Josef schenkte, ihre Bedeutung erhält dadurch, dass sie schliesslich zum Auszug des Volkes aus Ägypten führte. Wir müssen, verlangt der Glaube, lernen, vom Ende her zu denken. »Eine Theologie, die nicht vom Ende her denkt, das heisst vom Anfang einer neuen Welt, ist gar nicht Theologie« hat Karl Barth gesagt, und was von der Theologie gilt, ist um so wahrer in bezug auf die Religion selbst.

Wir müssen lernen, den Begriff und die Lehre von der Erlösung der Welt ernst zu nehmen; und die Erlösung ist in erster Reihe Erlösung vom Tode. Was bedeutet sie? Die Antwort gibt in nicht misszuverstehender Weise Jesaias im 25. Kapitel, Vers 7-8: »Und Er wird das Hüllen wegtun, damit alle Völker verhüllet sind, und das Gewebe, das alle Stämme umwebt, verschlingen lässt Er den Tod in die Ewigkeit, abwischen wird Er von jedem Antlitz die Träne.« Der Tod ist also eine »Hülle«, ein Gewebe oder Gespinnst, das Gott vom Menschen abtun wird.

Niemand hat diesen Täuschungscharakter des Todes im jüdischen Lager in unserer Zeit energischer betont als Raw Kook. Erlösung vom Tod bedeutet nach ihm Erlösung von der *Illusion* des Todes. Der Tod ist »die grosse Lüge«, daher verunreinigt er rituell. Die Erlösung vom Tod ist die Umwandlung des *Bewusstseins* des Menschen, ein Erwachen aus der Vergessenheit, in welche die Menschen versunken sind.

In diesen Tagen wurde auf dem Ölberg der hebräische Dichter begraben, dessen Schaffen ganz im Zeichen der Auferstehung der Toten steht, trotzdem, oder gerade, weil sein Vater, der mystische Dichter und Denker, Hillel Zeitlin, einer der Märtyrer von Warschau gewesen ist. Der Sohn, Aron Zeitlin, ist der Verfasser eines grossen hebräischen Poems »Zwischen dem Feuer und dem Heil«. Für unsere Betrachtung wichtig ist die Feststellung der Tatsache, dass hier ein moderner hebräischer Dichter den Tod des Todes, die Nichtexistenz des Todes in den Mittelpunkt einer grossen Dichtung stellte. Es ist die metaphysische Folgerung, die Aron Zeitlin aus der Tragödie des Zweiten Weltkriegs zieht, in der er selbst

seine ganze Familie, seine Frau und seinen einzigen Sohn verloren hat. Das Poem ist die Darstellung der Läuterung des überlebenden Partisanen aus dem Warschauer Getto, dem es als Sünde erscheint weiterzuleben, Kinder zu zeugen in dieser Welt – der Welt, deren Fürst der Teufel, der Nazi ist – zum gläubigen Kämpfer um die Errichtung des Staates Israel, der »die Umkehrung der Amalekstaaten« sein wird. Diese Umwandlung und Läuterung geschieht im Zeichen der Verneinung des Todes. »Sollen wir weiter töten, weiter getötet werden? Ist es nicht an der Zeit, dass wir aus diesem Zauberkreis heraustreten? Wir müssen kämpfen gegen den Tod, gegen die Illusion des Todes. Ohne diesen Aufstand gegen den Tod gibt es keine wahre Erlösung.«

Raw Kook sah es als Aufgabe *Israels* an, den Tod zu töten, das heisst ein neues Bewusstsein zu erlangen, das sich von der Täuschung befreit hat. Der Kampf um dieses neue Bewusstsein hat heute die ganze Menschheit erfasst. G. E. Lessing hat in einer kleinen, aber bedeutsamen Schrift »Die Erziehung des Menschengeschlechtes« diesen Gedanken der Nichtigkeit des Todes eingeschaltet in den Gedanken der Erziehung des Menschengeschlechtes, wobei der Begriff der Wiederverkörperung, der Reinkarnation, das Zwischenglied bildet. Wie vollzieht sich der Fortschritt des Menschengeschlechtes? Wir denken meist daran, dass eine Generation von der vorhergehenden lernt, und dass sich so die Menschheit, trotz allen Rückschlägen, immer höher erhebt. Aber diese Auffassung lässt uns nicht verstehen, wie der *einzelne* Mensch, das Individuum, an dieser Entwicklung teilnimmt und sich von Stufe zu Stufe vervollkommnet. Lessing sieht die Menschheit als eine Einheit, die sich nur als Ganzes, in *allen* ihren Teilen, erheben kann. Und da verbindet sich der Gedanke der Reinkarnation mit dem der Unsterblichkeit. Indem der einzelne Mensch in verschiedenen Zeiten und Kulturen wiedergeboren wird, ist ihm die Gelegenheit geboten, sich neue Fähigkeiten zu erwerben, neue Seiten seines Wesens zu entwickeln. »Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fähigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, dass es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnt?« Dies hatte ich am Vortag des Versöhnungsfestes geschrieben, des heiligsten Tages im jüdischen Jahr. Wir hatten in Jerusalem den »heiligen Tag« noch nicht beendet, als die Sirenen zu heulen begannen: Mobilisierung! Noch einmal Krieg. Noch einmal hebt der Tod sein Haupt. Wir wollen auch in dieser Stunde nicht verzweifeln. Wir wollen »Das Gebet um Frieden« des Rabbi Nachman aus Brazlaw beten:

»Möge es Dein Wille sein, unser Gott und Gott unserer Väter, dass Du den Kriegen ein Ende machst und dem

¹ S. u. S. 13 (Anm. d. Red. d. FR).

Blutvergiessen. Und möge ein grosser, wunderbarer Frieden sich auf die Welt niedersenken. Möge nicht mehr ein Volk wider das andere das Schwert erheben, und alle Völker der Welt die Wahrheit erkennen, dass wir nicht in die Welt gekommen sind zu Kampf und Streit, sondern in die Welt gekommen sind, um Dich zu erkennen.«²

² Aus: »Likkutei Tefilot« – Pt. 2 § 53.

Dr. Willehad Paul Eckert OP, Köln:

Was mir der »Freiburger Rundbrief« bedeutet

Während ich diese Zeilen schreibe, donnern die Kanonen. Zum vierten Mal seit 1948, dem Jahr, in dem Israel seine Unabhängigkeit erklärte, ist der Krieg aus einem latenten in ein offenes Stadium übergetreten. Journalisten haben bereits diesem neuen Krieg einen Namen gegeben. Sie sprechen vom Jom Kippur-Krieg und spielen damit auf die Perfidie der Staatsmänner Ägyptens und Syriens an, die diesen allein der Busse und dem Gebet gewidmeten Tag für ihren Angriff nutzten. Im Wort Jom Kippur-Krieg liegt freilich auch der ganze Widersinn des Kampfes beschlossen, der den Versöhnungstag in sein Gegenteil verkehrt. Wie immer auch dieser Krieg ausgehen wird, sicher ist doch, dass er neuen Hass gebiert. Das Wort zum Frieden wird es schwerer als je zuvor haben. Und doch kann darauf nicht verzichtet werden. Eine der wesentlichen Funktionen des FREIBURGER RUNDBRIEFES war es von Anfang an, für den Frieden zu wirken, gerade indem er Verständnis für Israel weckt. Seine Dokumentationen sind zuverlässig und umfassend. In ihnen findet sich auch manches Zeugnis dafür, dass es Chancen zur Versöhnung und zum Frieden gibt. Diese Zeugnisse sollten gerade jetzt nicht überhört werden.

Der FREIBURGER RUNDBRIEF hat sein Programm im Laufe der Jahre erweitert und vertieft. Aus einem bescheidenen Rundbrief ist im Laufe der Zeit ein ansehnliches Jahrbuch geworden. Dank seines Umfangs ist er nunmehr zu einer umfassenden Dokumentation in der Lage. Keine sonst bestehende Zeitschrift kann soviel Raum der Dokumentation zur Verfügung stellen. Durch die im FREIBURGER RUNDBRIEF abgedruckten Dokumente ist jeder Jahrgang dieses Jahrbuches zu einer wichtigen und unentbehrlichen Quelle zur Geschichte sowohl der christlich-jüdischen Begegnung als auch des Verständnisses von Israel geworden. Besonders begrüsst werden muss, dass seit dem vorigen Jahrgang der FREIBURGER RUNDBRIEF auch zu einem wesentlichen Teil den Inhalt von IMMANUEL bekanntmacht, d. h. durch Übersetzungen ins Deutsche vom Inhalt in Israel erschienener in Hebräisch verfasster Literatur zur Religion, Geschichte und Kultur des Judentums dem Leser Bericht erstattet, der sonst wegen mangelnder Kenntnis des Hebräischen zu ihr keinen Zugang hätte. Durch diese und andere Veröffentlichungen trägt der FREIBURGER RUNDBRIEF zur Korrektur des Israelbildes bei. Er verhindert, dass Israel nur unter dem Gesichtswinkel seiner militärischen oder organisatorischen Leistungen gesehen wird, dass es vielmehr in seinen kulturellen und religiösen Aspekten zur Geltung kommt. Schon deswegen kann ich mir nur wünschen, dass der FREIBURGER RUNDBRIEF auch in Zukunft als Jahrbuch bestehen bleibt, das getreulich über Israel berichtet.

Aber nicht nur wegen seiner Dokumentationen betreffs Israel oder seiner Dokumentationen zum Verhältnis Kirche und Judentum – erinnert sei nur an die vielen Zeug-

nisse vom Ringen während des Zweiten Vatikanischen Konzils um die sogenannte Judenerklärung – ist mir der FREIBURGER RUNDBRIEF wertvoll. Er ist seit vielen Jahren das Jahrbuch geworden, das am umfassendsten und vollständigsten zumindest über die in deutscher Sprache erschienene Literatur zum Verhältnis von Christen und Juden, zur jüdischen Geschichte und Kultur überhaupt berichtet. Jeder, der eine Zeitschrift herausgibt, weiss, wie schwer es ist, die Vielfalt der Literatur in gebührender Weise vorzustellen. Schon aus Raumgründen sind andere Zeitschriften gezwungen, eine Auswahl zu treffen. So muss sich EMUNA darauf beschränken, Beispiele aus den Neuerscheinungen auszuwählen und vorzustellen. Ich freue mich darum jedes Mal, wenn der FREIBURGER RUNDBRIEF erscheint, weil er mir einen Überblick über das Gesamtliteraturbild gibt.

Wenn EMUNA ihre Beiträge unter ein Sachthema stellt und sich dabei vorzüglich Fragen der jüdischen Kultur widmet, so ist der FREIBURGER RUNDBRIEF zwar nicht ausschliesslich, aber doch vorwiegend auf theologische Probleme konzentriert. Wo eher als gerade in ihm könnte eine Theologie des Judentums entwickelt werden? Um nicht missverstanden zu werden, möchte ich betonen, dass ich hiermit nicht eine jüdische Theologie meine, sondern die Forderung wieder aufgreife, die vor Jahren Norbert Lohfink erhoben hat. Er fragte nach dem Ort, den das Judentum in der Theologie der Christen hat, und vermisste eben die Theologie des Judentums. In der christlichen Theologie hat die Lehre von Gott, die Lehre von Christus, die Lehre von den Sakramenten, schliesslich auch die Lehre von der Kirche ihren Platz. Aber fordert nicht das Verständnis der Kirche als Volk Gottes eine Besinnung auf das Volk, mit dem Gott seinen Bund am Sinai geschlossen hat, zumal Kirche sich ohne den Hinblick auf dieses Volk nicht als Volk Gottes begreifen könnte? Dies ist ja in der Erklärung »Nostra aetate« klar genug ausgesprochen worden. In diesem Jahr habe ich zum ersten Mal den Sinai bereisen dürfen. Ich habe auf dem Berg gestanden, auf dem, einer alten Tradition entsprechend, Moses die Gesetzestafeln von Gott empfangen hat. Wie lebhaft standen da die biblischen Erzählungen vor meinen Augen! Wie sehr erinnerte ich mich an die Führung des Volkes durch Gott aus dem Lande Ägypten. Dies lag um so näher für mich, als wenige Tage zuvor die Juden Pessach-Fest gehalten, die Lateiner das Osterfest begangen hatten und die Griechen mitten in ihrer Karwoche standen. Nun ist abermals der Krieg in den Sinai hineingetragen worden. Wieder einmal ist Ägypten gegen Israel angetreten. Meine Gedanken wandern unwillkürlich zu den Kämpfen am Sinai.

Doch zurück zu unseren theologischen Erwägungen. Die kleine Abschweifung, die ich mir erlaubt habe, steht dennoch mit den theologischen Erwägungen im engen Zusammenhang. Man kann keine Theologie des Judentums betreiben, ohne sich der Zusammenhänge oder besser gesagt der tiefen Bindungen der Juden in aller Welt mit Israel bewusst zu werden. Nicht umsonst hat vor Jahren der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit gemeinsam mit der Evangelischen Akademie Arnoldshain und dem Freundeskreis des FREIBURGER RUNDBRIEFES eine Tagung veranstaltet, die der Bedeutung des Heiligen Landes für die Juden und als Gegenstand der Theologie galt. Der Band »Jüdisches Volk – gelobtes Land«¹ war die Frucht dieser

¹ Vgl. FR XXII/1970 S. 103 (Anm. d. Red. d. FR).

Tagung. Aber die Thematik ist damit nicht erschöpft. Sie wird der Gegenstand weiterer Überlegungen sein müssen. Der FREIBURGER RUNDBRIEF ist das geeignete Organ, die Diskussion dazu fortzuführen.

Der FREIBURGER RUNDBRIEF begann mit dem ersten Nachkriegskatholikentag in Mainz 1948. Von dort hat er seinen Charakter erhalten als ein theologisches Forum, in dem Juden und Christen sich begegnen. Es ist vorzugsweise auch die Theologie, die Juden und Christen nach wie vor im FREIBURGER RUNDBRIEF zusammenführt. Wenn es in der katholischen Kirche ein Umdenken hinsichtlich der Juden gibt und wenn darüber hinaus dieser Vorgang nicht ohne Einfluss geblieben ist auf die evangelische Kirche und diese wiederum auf die katholische, so hat an diesem Prozess der Öffnung der FREIBURGER RUNDBRIEF einen nicht unerheblichen Anteil. Noch bleibt freilich unendlich viel zu tun. Noch steht das Umdenken in seinen Anfängen. Noch kann man erst von Ansätzen einer Reform im Schulbuchwesen sprechen. Dennoch ist es deutlich, dass das Wirken des FREIBURGER RUNDBRIEFES Frucht getragen hat. Wir wünschen darum die Kontinuität des FREIBURGER RUNDBRIEFES auch für Zukunft gesichert, und zwar nicht nur für die Zeiten der Krisis, sondern auch für die Zeiten, in der der Friede wirklich einkehrt.

Dr. Ernst L. Ehrlich¹

»... wie sie umkehrten von ihrem bösen Weg...«²
25 Jahre Freiburger Rundbrief

Es mag von Zeit zu Zeit sinnvoll erscheinen, sich die Funktion des Freiburger Rundbriefes von neuem zu vergegenwärtigen. Er ist einzig in seiner Art, was an sich für die Katholiken nicht unbedingt schmeichelhaft sein muss. Nichts anderes ist in den letzten 25 Jahren als kontinuierliche Publikation auf diesem Gebiet erschienen, von keiner anderen Seite sind katholische Leser über die christlich-jüdische Problematik in umfassender Weise informiert worden. Zwei Tatsachen sind in diesem Zusammenhang wichtig: Die geistige Weite des FR und seine Kontinuität, so dass die regelmässigen Bezieher an Vergangenes anknüpfen können, und regelmässig, wenn gewiss auch nicht zu häufig – nämlich einmal im Jahr – erfahren, was sich in den zurückliegenden Monaten ereignet hat.

Der FR ist jedoch nicht nur ein Berichtsorgan, er ist zugleich eine »Stätte der Begegnung«; das ist ein Terminus, den man wegen seiner Abgegriffenheit fast schon nicht mehr verwenden mag. Aber es muss doch festgestellt werden: Hier reden Christen und Juden miteinander und zueinander, es ist ein offenes Forum ohne Zensur von irgendeiner Seite, und hier sprechen Menschen sehr verschiedener religiöser und politischer Auffassungen. Aus dem einst bescheidenen »Rundbrief« ist nun im Laufe der Zeit ein *Jahrbuch* geworden, das in seinem Wert als zuverlässige Chronik ebenso wenig mehr zu missen ist, als es zugleich die geistige Problematik enthält, welche Christen und Juden bewegt.

Durch den FR werden Kreise angesprochen, die sonst überhaupt keinen Kontakt mit diesen Problemen hätten, die keinen Aufschluss über vieles erhielten, was sie aus

diesem Bereich interessiert. Gerade auch hier ist die Kontinuität wichtig, ebenso der weitgespannte Rahmen im Besprechungsteil der aktuellen Literatur.

Anderes freilich erscheint uns fast noch wesentlicher: Der FR versucht, Christen ein Verstehen der Existenz des jüdischen Menschen in seinem gewiss komplizierten Selbstverständnis zu vermitteln. Dazu gehören nicht nur alle Fragen des Judentums, sondern auch die ganze Dimension des Staates Israel. Er bildet einen Teil des Judeseins heute, und das, was Juden für diesen Staat – trotz seiner Unzulänglichkeit auf vielen Gebieten – empfinden, kommt im FR zum Ausdruck und wird auf diese Weise Christen vermittelt, die sonst davon wenig erfahren. Denn der existentielle Gehalt dieses Staates lässt sich nicht durch ein Schlagwort wie etwa »Zionismus« erschöpfen, zumal heutige Menschen kaum mehr ahnen, welche religiösen und geistesgeschichtlichen Hintergründe der Begriff besitzt. Die Zuwendung der überwiegenden Mehrheit der Juden der Welt zu Erez Israel bedeutet nicht, alle Juden müssten stets billigen, was die jeweilige israelische Regierung tut oder lässt. Es ist vielmehr die Erkenntnis, dass Juden nach Jahrtausenden des Exils wieder eine Heimstätte haben, nicht mehr als ruhelose Wanderer über die Erde gejagt werden, sondern wissen, wohin sie gehören, wenn sie in den Ländern, aus denen sie stammen, nicht mehr leben können oder wollen. Der Exodus der Juden aus der UdSSR ist ein aktuelles Beispiel dafür, wie Menschen keineswegs schlechte materielle Verhältnisse aufgeben, um in ein Land zu ziehen, das ihnen anfangs gewiss meist weniger zu bieten vermag, als das, was sie verlassen. Gerade in diesem Aufbruch der sowjetischen Juden erweist sich einmal mehr die Stärke des Gedankens und der Realität dieses jüdischen Staates.

Von der Wirklichkeit des jüdischen Menschen berichtet der FR. Dazu gehört natürlich auch die Geschichte der Juden mit Christen und Christentum. Das Judentum und das Christentum müssen ihrer Natur nach stets in einer gewissen Frontstellung stehen, denn beide erheben einen Wahrheitsanspruch, wie immer man hier auch den Begriff der Ausschliesslichkeit anwenden mag. Aber dennoch darf eines von Juden und Christen in gleicher Weise gefordert werden, dass sie ihre Diskussionen vorurteilsfrei und mit wirklicher Kenntnis voneinander austragen. Hier hat der FR noch für lange Zeit eine wesentliche Funktion. Dadurch, dass er Christen die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen über das Judentum vorführt und seit einiger Zeit auch die in hebräischer Sprache erschienenen Studien im FR übersetzt werden, wird der FR zu einem wissenschaftlichen Sprechsaal. Man könnte nur noch wünschen, dass auch die katholischen Theologen in verstärkter Weise an diesem Gespräch teilnahmen oder wenigstens die Artikel zur Kenntnis nähmen.

Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, dass es heute nicht mehr modern ist, das Judentum, seine Religion, Kultur, Geschichte in die Betrachtung der christlichen Theologie einzubeziehen. Die »Wurzel« ist derzeit offenbar nicht interessant genug, um für die zahlreichen Spielarten theologischen Denkens in Betracht zu kommen. Um offen zu sein: Sie war es für Christen höchst selten, und im übrigen hatten eigentlich nur Seitentriebe christlicher Theologie das Judentum als aktuell und wesentlich erkannt. Der breite Strom floss daran vorüber. Nach 1945 – aus einem Schuldgefühl –

¹ Dr. Ehrlich ist Europa-Direktor des B'nai Brith und Zentralsekretär der Christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz.

² Jona 3, 10 (Anm. d. Red. d. FR).

und im Zusammenhang damit auch während und nach dem Konzil – erfolgte ein relativ kurzes Aufflimmern, und man gönnte Juden und Judentum eine knappe, höfliche Verbeugung. Diese Zeit ist, zumal im deutschsprachigen Bereich, nun auch schon vorüber, und was aus dem Dokument der französischen Bischofskonferenz wird, muss man erst abwarten. Es wäre eine Illusion, wenn man sich anderes vorgaukelte, und es wäre auch unredlich. Aber genau deshalb hat der FR eine um so unabdingbarere Aufgabe. Erfolg kann in geistigen Dingen kein Masstab sein. Wollte man etwa ihn zum Test aller Dinge machen, müsste man auch schlicht feststellen, das Christentum sei gescheitert: Was hätte es bewirkt, um die ungeheuren Verbrechen in den letzten Jahrzehnten aus unserer Welt zu verbannen, was hätte es getan, dem Menschen ein klein wenig Menschlichkeit beizubringen, weniger Hass und mehr Gerechtigkeit? Von Erfolg sollte man also nicht sprechen. Zumindest hat etwa der Buddhismus mehr Toleranz bisher aufgebracht als das Christentum, und im Namen Buddhas sind immerhin keine Juden hingemetzelt worden. Reden wir also nicht über den Erfolg, sondern darüber, dass eine Aufgabe auch wahrgenommen werden muss, wenn man noch nicht in Jahren oder Jahrzehnten ablesen kann, welche Früchte sie trägt. Es wäre Torheit anzunehmen, in 25 Jahren seines Erscheinens könnte der FR Katholiken dazu bringen, dem Judentum die ihm zukommende Würde zuzuerkennen, zu verstehen, dass Juden vor allem in Ruhe gelassen werden wollen, und man ihnen nicht ein sogenanntes »christliches Zeugnis« durch Worte mehr bieten kann, nachdem man nicht vermocht, ihnen dieses Zeugnis durch Taten zu offerieren, sondern sich auf die Verfolgung seiner eigenen Interessen zurückgezogen hatte.

Die Tage, in denen diese Zeilen geschrieben werden, führen in Kürze zum Jom Kippur, zum Versöhnungstag. Juden in der ganzen Welt lesen an diesem Tag das Buch Jona. Am Ende des 3. Kapitels findet sich ein für das Judentum sehr typischer Satz: »Und Gott sah ihre Taten, wie sie umkehrten von ihrem bösen Weg...« (3, 10). Vielleicht könnte dieser Satz des Propheten Jona ein passendes Motto für den FR sein: ... »wie sie umkehrten von ihrem bösen Weg...« Was bedeutet dieser Satz in unserem Zusammenhang? Christen haben auch in ihrer Bibel die Propheten, und sie meinen sogar, Jesus stünde in ihrer Nachfolge. Der zentrale Begriff prophetischer Theologie ist der Begriff der Umkehr und die Möglichkeit des Menschen, die Umkehr zu vollziehen, wenn er es nur will. Aber Umkehr dokumentiert sich nicht in Worten, nicht in Spekulationen, nicht in philosophischen oder theologischen Wortkaskaden alter oder neuer Prägung, nicht im Rekurrenieren auf die Erbsünde oder den Teufel, auch nicht in blindem Gehorsam an autoritäre Institutionen und Strukturen. Der Prophet Jona spricht nicht nur von Umkehr, der erste Teil des Verses lautet: »Und Gott sah ihre *Taten*.« Genau darum geht es in diesem FR, dass aus der Erkenntnis dessen, was Judentum wirklich ist, Taten der Umkehr resultieren, damit Juden als ebenbürtige Partner in einer Gesellschaft leben können, die mehrheitlich von christlichen Kirchensteuerzahlern gebildet wird, damit die Seelen christlicher Kinder nicht immer aufs neue durch eine vorurteilsbelastete antijüdische Katechese – wenn auch unbewusst seitens des Lehrers – vergiftet werden. Der Gedanke, dass es hier um *Taten* gehen

müsste, steht bereits am Anfang des FR. Seine Mitbegründerin Gertrud Luckner hat neben ihrer unermüdlichen Arbeitskraft den Gedanken der Tat in diesen FR eingebracht: Wer jahrelang im KZ Ravensbrück gelitten, weil er Menschlichkeit bewiesen hat, muss von der blossen frommen oder unfrommen Phrase angewidert sein, dem kommt es darauf an, dass etwas anders werde, dass man, um mit dem Propheten Jona zu sprechen, »den bösen Weg« verlasse.

Menschliches Verstehen, ein wenig mehr Wärme und Erkennen dessen, was Judentum wirklich ist, und nicht nur das Gerücht über die Juden austreuen, könnte zu dem gehören, was in diesem Zusammenhang die sich aus den Verhältnissen und Geschehnissen der Vergangenheit ergebende Tat bedeutet.

Zum Verstehen des jüdischen Menschen mag noch ein weiter Weg sein, weil bekanntlich der andere so oft nicht aus seinen eigenen, sondern aus ihm fremden Voraussetzungen interpretiert wird. Dass hier nun allmählich, was die Juden angeht, ein Wandel sichtbar ist und dass ferner dafür überhaupt eine Chance besteht, beweist der FR immer aufs neue. Dafür ist er notwendig, und dafür wünschen wir ihm eine lange Zukunft, voller Taten, die bezeugen, dass auch angesichts der Juden bei ihren christlichen Mitbürgern etwas anders geworden ist, nämlich, dass Christen auch Juden in das biblische Liebesgebot voll einschliessen mit allen Forderungen und Folgen, welche sich daraus ergeben.

Professor Dr. David Flusser, Jerusalem:¹

Was wünschen wir uns in Israel vom Freiburger Rundbrief?

Vorgestern, als ich von der Synagoge nach Hause ging, kam aus einer anderen Synagoge ein alter Freund, und bevor ich überhaupt etwas sagen konnte, sprach er mich an: »Wie wunderbar ist der Freiburger Rundbrief! Ich habe aus ihm viel gelernt.« Dabei ist der Freund, soweit ich weiss, nicht besonders an dem christlich-jüdischen Gespräch interessiert. – Übrigens müssen wir Juden immer darauf aufpassen, dass wir beileibe nicht »jüdisch-christliches« Gespräch sagen oder schreiben! Die richtige Ordnung bleibt seit den Disputationen im Mittelalter weiter bestehen.

Der Freiburger Rundbrief bleibt in vielem eine Ausnahme. Sehr oft wird sonst das Gespräch so geführt, dass im besten Fall das Judentum in den Händen der Christen eine Art von Riesenspielzeug ist, wie bei A. Chamisso. Man darf also heute mit dem Judentum spielen, aber vorsichtig! Andere meinen, es gebe keinen Unterschied zwischen sich anfreunden und sich anzubiedern. Da schon, so meint man, die Schranken gefallen sind, darf und soll man sich in fremde Angelegenheiten kritisch einmischen, hauptsächlich in der politischen Domäne. Einer von meinen deutschen Freunden hat sogar geraten, welche politischen Gruppen in Israel von den nichtjüdischen Partnern geliebt und seelisch unterstützt werden sollen – und dreimal darfst du raten, welche Gruppen es waren! Um es ein wenig anders auszudrücken: ich habe noch nie gehört, dass ein jüdischer Gesprächspartner raten würde, wem die anderen Juden in der christlichen Debatte über die Erbsünde ihre Liebe und Unterstützung schenken sollen! Doch »ein politisch Lied, ein garstig

¹ Dr. David Flusser ist Professor für Vergleichende Religionswissenschaft an der Hebräischen Universität Jerusalem (s. u. S. 13).

Lied«, besonders garstig für uns in Israel, wenn es im Namen des »christlich-jüdischen« Gesprächs zu einem Kampflied wird, das unsere nächste Existenz hier gefährdet!

Zu einem Punkt werde ich selbst die mir als Jude gebotene Grenze übertreten, und zwar als sympathisierender Forscher des Urchristentums. Heute kommt zu mir ein amerikanischer Theologe; morgen werde ich einer Gruppe von Theologen aus Deutschland über das Wesen des Judentums und des Christentums vortragen. Darum ist es für mich besonders erfreulich, ein Blatt zu lesen, das Fragen behandelt, die mich sehr interessieren, ohne dass ich viel von Theologen und von der Theologie lese. Schon Goethe hat mit Recht vor das Wort Theologie ein »leider« gesetzt. Dabei ist die Zeitschrift im besten Sinne theologisch.

Was ist die Wurzel all dieser und anderer Vorzüge des Rundbriefes? Ich würde meinen, dass es daran liegt, dass sich um den Rundbrief eine Gruppe von Christen besonderer Art versammelt hat. Erstens sind es Menschen, die das Judentum kennen, und viele von ihnen können hebräisch lesen und aus dem Hebräischen übersetzen. So ist der Rundbrief immer eine wohlinformierte Zeitschrift. Im Rundbrief könnte nicht, wie in einem berühmten Buch über Paulus geschrieben sein, dass die Juden ein Gemeindegebet dann sprechen konnten, wenn sich zwölf erwachsene Männer versammelt haben. Erstens weiss man im Rundbrief, dass ein Minjan aus zehn Männern besteht und zweitens würde man über die Juden nicht in Vergangenheit sprechen, weil man weiss, dass die Juden auch heute existieren. Ich glaube, es wird heute schwer sein, eine Bühne zu finden, auf der man mit so viel Verantwortung und Wissen über das Judentum in allen Zeiten und allen Erscheinungen spricht, wie den Rundbrief. Wir alle, Juden in Israel, können aus dem Rundbrief über uns selbst viel lernen.

Und noch eines tut uns, besonders mir, sehr wohl. Das Judentum wird im Rundbrief zwar liebevoll behandelt, doch ich spüre dabei nie sentimentale Minderwertigkeitskomplexe, die leider oft für christliche und besonders deutsche Partner typisch sind. Es ist zwar wahr, dass das Christentum, um echt zu sein, vom Judentum lernen muss, aber das Christentum soll nicht dem Judentum gegenüber unterwürfig und unsicher sein. Und noch etwas: das Christentum kann über sich selbst aus dem Judentum nur dann richtig lernen, wenn es nicht ungeduldig ist. Der Christ, der nur so viel Jüdisches lernen will, was er seiner Ansicht nach für sein Christentum braucht, der wird nie richtig auslernen. Wenn sein Bild des Judentums unvollkommen sein wird, dann wird auch das Bild des Christentums verzerrt. Man muss also das Judentum als eine selbständige Grösse sehen, und nicht als einen Anhang an das Christentum, sonst kommt man nicht richtig weiter.

Doch wird das Judentum in dem Rundbrief nicht als eine fremde Religion behandelt. Ohne dass viel davon gesprochen wird, ohne dass man viel »heilsgeschichtlich« schreibt, weiss irgendwie der Leser, dass irgendwie ein Band und ein Bund zwischen den zwei Religionen besteht. Aber man kann so ruhig, so ohne Krampf, über das Judentum nur dann schreiben, wenn man sich des Christentums sicher ist. Das merkt man aus allen Artikeln, aus denen, die sowohl von Protestanten als auch von Katholiken geschrieben worden sind. Die Autoren sind gute Christen und gleichzeitig im Judentum

bewandert. Es entstand um den Rundbrief ein Team von Menschen, von denen viele an der hebräischen Universität gelernt haben, die viel Gemeinsames haben. Es entstand also ein Kreis von ernsten christlichen Juden, deren logisches Zentrum der Rundbrief geworden ist; das ist durch das Verdienst der unermüdlichen, zähen Tätigkeit *Gertrud Luckners* geschehen, der wir, Christen und Juden, zu Dank verpflichtet sind. Da schon solch ein Kreis von gleichgesinnten Menschen entstanden ist, könnte er auch ausserhalb des Rundbriefes zusammenwirken. Aber auch so ist die Wirkung dieser Freunde im Rundbrief ein Segen für die Juden und für den christlichen Glauben.

Bewundernswert ist die breite Skala der Themen, die im Rundbrief behandelt werden. Wahrscheinlich sind andere Leser an anderen Themen interessiert als ich, aber auch die werden in dem Rundbrief meistens finden, was sie suchen. Für mich sind besonders die Rezensionen wichtig; sie besitzen die seltene Tugend, dass man aus ihnen erfährt, was in den behandelten Büchern geschrieben steht, und die Kritik ist vernünftig und begründet. Ich erfahre dadurch, was über das Judentum und Christentum geschrieben worden ist, und oft finde ich, dass ich wichtige Veröffentlichungen übersehen habe. So entsteht also eine neue Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden, die dann mit Freude ihre Beiträge in den Rundbrief schicken. Sie finden in den christlichen Mitarbeitern wertvolle Sinnesgenossen. Es trägt also der Freiburger Rundbrief bei, den Willen des Zweiten Vatikanischen Konzils zu erfüllen, nach dem die Christen und Juden das grosse gemeinsame Erbe zusammen besonders in gemeinsamen Studien pflegen. Um es kurz zusammenzufassen: Wir Juden in Israel finden im Freiburger Rundbrief unsere jüdische Hoffnung für eine bessere Zukunft bestätigt. Wir fühlen uns im Rundbrief zu Hause. Und wir können die christlichen Leser des Rundbriefes, die vielleicht besorgt wären, beruhigen: im Rundbrief herrscht nicht ein sentimentaler Philosemitismus, sondern eine echte christliche Liebe zum Judentum, aus einem stolzen, selbstsicheren christlichen Standpunkt. Gerade solche Haltung lieben wir hier in Israel, wo auch wir daran gewöhnt sind, unseren Glauben selbstverständlich zu leben.

So wollen wir in Israel dem Freiburger Rundbrief eine fruchtbare Zukunft wünschen.

Rechtsanwalt Dr. jur. h. c. Otto Küster,
Stuttgart:

Wiedergutmachung
deutscher- und christlicherseits im Rundbrief

Ein passionierter Wiedergutmacher gedenkt des Freiburger Rundbriefes zu seinem 25jährigen Bestehen mit besonderer, ungeteilter Freude und mit wärmstem Dank. Dass dem Gratulanten sogleich der Ausdruck: Bestehen in die Feder floss, bedarf kaum der Erläuterung; der Rundbrief ist ja längst zur Institution geworden und zudem ausgezeichnet durch unverbrüchliche Beständigkeit seines Wollens und Bestehens auf dem Notwendigen. Die deutsche Wiedergutmachung hat er von den ersten Regungen an mit seiner Dokumentation und den von ihr ausgehenden Appellen und Impulsen, bahnbrechend oder flankierend, begleitet. Schon im ersten Heft hat er aus der Wortmasse herausgeschält und verbreitet, was der

Deutsche Katholikentag 1948 in Mainz unter Lukascheks geistiger Führung, zunächst zur Rückerstattung des geraubten und abgepressten Gutes, präzise formulierend beschlossen hatte: »Das geschehene Unrecht fordert eine Wiedergutmachung im Rahmen des Möglichen. Es handelt sich nicht bloss um die gerechte Verteilung vorhandener Güter, sondern um die Rückgabe widerrechtlich entwendeter.« Erklärt wurde dies »im Geiste christlicher Bussgesinnung gegenüber der Vergangenheit und im Bewusstsein der Verantwortung gegenüber der Zukunft«. Klare Denkart, klares Programm; beim Blättern in diesen ältesten Heften atmet man noch einmal nicht etwa Staub, sondern Morgenluft. Ein Jahr später vermittelte der Rundbrief den vom Bochumer Katholikentag unter der alttestamentlichen Devise: »Gerechtigkeit schafft Frieden« aufgenommenem Impuls. Erneut erhob er die Forderung der Wiedergutmachung, mochte sie auch, so Walter Dirks, »zu den unpopulärsten Dingen gehören, die man heute einem deutschen Publikum zumuten kann«. Als Spitzentext brachte er das Bochumer Referat von Oswald: Unsere Christenpflicht in der Frage der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts. Man stösst hier mit Bewegung auf die Leitfigur des gewissenhaften Christen und erwägt, mit wie gemischtem Erfolg in den Zeiten danach den Richtern und Beamten, die der wiederhergestellte deutsche Rechtsstaat für das Ghetto der Wiedergutmachung übrig hatte, ans Herz gelegt wurde, ein jeder Wiedergutmacher möge von der Leitfigur des gewissenhaften Schuldners ausgehen, der dieses Volk, möge es vorerst noch so bocken, am Ende doch werde gewesen sein wollen.

In ihren dann folgenden dramatischen Jahren war die Wiedergutmachung mit Selbstverständlichkeit das ständige erste Thema der Rundbriefe. Dem folgenreichen Appell Erich Lüths: »Wir bitten Israel um Frieden« wurde 1951 ein Heft gewidmet. Adenauers nun einsetzende doppelte Initiative, zum korporativen Sühnevertrag mit Israel und zur bundesgesetzlichen Regelung der individuellen Entschädigung, fand im Rundbrief nicht nur fortlaufend Dokumentation und mutmachende Resonanz im allgemeinen, sondern es ist in den Heften dieser Jahre auch vieles an sprechenden Details festgehalten, was sonst verschollen wäre: der ägyptische Einspruch etwa, der uns der Verletzung der Neutralitätspflicht beschuldigte und uns zur Besinnung auf das »Recht zu sühnen« zwang; die gleichlaufende innerdeutsche Pression, die die Nichtdurchführung des schon unterzeichneten Sühneabkommens erreichen wollte, bis Adenauer sie abfertigte: Es gibt noch etwas anderes als gute Geschäfte; oder die seltsame Wirkung, die die Vereinbarung mit den Alliierten und den jüdischen Weltverbänden über den Mindestinhalt der deutschen Entschädigungsgesetzgebung auf die Denkweise in den Bonner Ministerien hatte: als sei es Verrat am diplomatisch Erreichten, wenn wir uns nun in unseren Wiedergutmachungsgesetzen nicht an dieser Linie festkrallten, sondern sie aus eigener besserer Erkenntnis vom redlicherweise Geschuldeten da und dort überschritten. Mit einem persönlichen Wort ist hier auch der unbeirrbaren, grosszügigen Waffenhilfe der Rundbriefherausgeber zu gedenken, als es 1954 in Stuttgart zu einer Richtlinie der Landespolitik erklärt wurde, dass wer zum Israelvertrag beigetragen habe, in einem Wiedergutmachungsamt fehl am Platze sei. Adenauers Aussenminister Brentano meinte, hier seien die Energien mobilisiert worden, dank denen 1956 das wirkliche

Bundesentschädigungsgesetz den verkümmerten Vorgänger von 1953 ersetzen konnte. –

Strafen ist, obschon es ebenso zur Rechtswiederherstellung notwendig ist wie Wiedergutmachung, etwas anderes als diese. So gehört der mutige Ernst, mit dem der Rundbrief auf die Bestrafung der Mörder drang, nicht eigentlich in diese Betrachtung. Aber nicht unterdrücken lässt sich die Erinnerung daran, wie hier über das Ende Eichmanns berichtet wurde. Wie nahe lag es, davon zu schweigen, dass es auch dieser Unperson gegeben war, »anständig« zu sterben, mit Worten, die ihr keineswegs der Geist der Busse eingab, sondern jener andere aus dem Abgrund. Der Rundbrief hat seine Leser nie in Unklarheit gelassen, wessen man sich von dieser Seite auch an Intelligenz und Stil zu versehen habe – Kenntnisse, die 1933 verhindert hätten. –

Der Frieden, um den Erich Lüth in unserem Namen Israel gebeten hatte, war mit dem Sühneabkommen von 1952 vollzogen, einem Akt, der einem archaischen und vielleicht auch wieder allernmodernsten Völkerrecht zuzuordnen war. Er war eine Sache grosser und rascher Entschlüsse gewesen. Ganz anders verhielten wir uns freilich anschliessend auf dem völkerrechtlichen Routineparkett in der vergleichsweise winzigen Frage der diplomatischen Beziehungen. Mehr als 12 Jahre gebärdeten wir uns, als sei es eine eben doch sehr erst zu nehmende Zumutung an den Bruder des Mörders, den Bruder des Ermordeten vor den Leuten zu kennen. Der inoffizielle Botschafter Israels hatte beim Neujahrsempfang seinen Platz zuhinterst, und nur die Kreisbildung, von des Präsidenten Humor ermutigt, milderte die Optik. »Zappelpolitik Bonns gegenüber Israel und den Arabern«, nannte der Rundbrief das Schauspiel unserer, aus tieferen Quellen als dem Kalkül über Im- und Export gespeisten Beflissenheit.

Als Bundeskanzler Erhard, noch einmal zur Haltung des grossen Unbefangenen von 1948 zurückfindend, 1965 dem Geziere ein Ende machte, hielt der Rundbrief auch diese Vorgänge fest; wer wüsste sonst noch, dass Erhard bis auf Kant zurückgriff und seine Regierung erklären liess, den letzten Ausschlag habe »die Überzeugung gegeben, dass es sich um eine Sache handelt, die um ihrer selbst willen getan werden muss«. – Ausgestanden ist unser Beflissenheitskomplex freilich auch heute noch nicht. –

Aufmerksam hat der Rundbrief die vielfältigen Versuche verfolgt, die auf stillen Nebenwegen Wiedergutmachungsarbeit unternahmen, der Aktion Sühnezeichen, der Marienschwestern, dieser und jener christlichen oder weltlichen Gemeinde, die sich des Judenfriedhofs annahm, der Redakteure und Autoren, die daran gingen, die nachwachsende Generation über Judentum, Verfolgung und Widerstand anders als weggehend oder schiefblickend zu unterrichten.

Das führt zum Wichtigsten. Von Anfang an hat der Rundbrief erkannt, dass dem alten Gottesvolk von seiten des neuen so etwas wie eine theologische Wiedergutmachung geschuldet sei: durch Richtigstellung der Begriffe, durch Ausmerzung sprachlicher Fahrlässigkeiten, durch tiefere und die Lehre der Zeit beherzigende theologische Deutung. Sogleich 1948 machte er Maritains Appell an die Christen bekannt, ihre Sprache zu prüfen. Hauptbeispiel das Karfreitagsgebet pro perfidis Judaeis. Die Übersetzungen, die zur Fürbitte nicht für die ungläubigen, sondern für die treulosen oder gar perfiden Juden missleiteten, erschienen so unausrottbar, dass Johannes XXIII. das Attribut überhaupt aus der Liturgie

strich; der Rundbrief wusste zu berichten, dass der Heilige Vater unerhörtermassen eine Messe, als er doch wieder das getilgte Wort vernahm, unterbrach und das Gebet wiederholen liess. Den höchsten Ruhm verdient der umsichtige Mut, mit dem dann der Kampf um die Judenerklärung des Konzils Phase um Phase dokumentiert wurde. Denn so leidenschaftlich die Herausgeber daran interessiert waren, dass die Aufweichungsversuche abgewehrt würden, so klar sahen sie, dass nichts geleistet sei, wenn nicht den ablehnenden Stimmen, die im moralischen Gegenwind sich nur schwer vernehmlich machen konnten und sich auf ein verborgenes Machtspiel verwiesen sahen, mit voller Unparteilichkeit gleichfalls das Wort gegeben werde. Alles hing ja zusammen: dass die Bundesrepublik im Gegensatz zu den anderen Nachfolgestaaten des Hitlerreichs eine wirkliche Wiedergutmachung des Unrechts unternahm, hatte zur geistigen Grundlage, dass wir die bequeme Ablehnung einer Kollektivschuld nicht unser letztes Wort sein liessen, sondern uns als diejenigen bekannten, in deren Namen das Unrecht geschehen war, und dass unsere gewiss schuldlose Jugend, so wenig ihr das Wort Deutschland in unserem Staatsnamen sagen mochte, dennoch darauf ansprach, dass es vor der Geschichte so etwas wie eine Haftungsgemeinschaft gebe. Dann aber wäre es sehr inkonsequent gewesen, die 2000jährige Auseinandersetzung des jungen mit dem alten Gottesvolk, das seine Identität wie kein anderes gewahrt hat, nun mit der Erwägung als Irrtum abzutun, es sei ja einstmals nur »die führende Clique« gewesen, die den Erfüller des Gesetzes ans Kreuz gebracht habe. Indem der Rundbrief denen, die der von ihm geförderten Freundschaft in letzter, theologischer Instanz widersprachen, unverkürzt und unglossiert das Wort gab, hat er seine Leser instandgesetzt zu ermassen, wieviel an Tiefgang dadurch der Besinnungsprozess gewonnen hat, angefangen bei der wiederbegriffenen Notwendigkeit, das was korporativ gesehen von einer geschichtlichen Gruppe, von ihrem »Namen« gilt, zu unterscheiden von dem Status der Einzelseele. Gewiss, das Ergebnis zeigt die Züge des Kompromisses, aber es hat redlich die Gefahr vermieden, »das biblische Zeugnis zu verkürzen, um den Juden freundliche Worte zu sagen«, so Bischof Kampe, hat wirklich, wie der Sprecher der protestantischen Ökumene sagte, »begonnen, die Irrtümer der Vergangenheit gutzumachen«. Der Anschluss an die grossartige Theologie des Paulus und des Tridentiner Konzils wurde gewonnen. Und über all dem kam die Devise, unter der der Rundbrief in die Welt gegangen war, zur Ehre eines konziliaren Leitbegriffs: Im 2. Kapitel der Konstitution über die Kirche ist nun das alte Gottesvolk, so lange gemieden als das gewesene Gottesvolk, gleich der Christenheit einbegriffen unter die Gottes Grösse nicht mehr verkleinernde, alt und neu übergreifende, mit ihrem Licht sogar den Islam erreichende Überschrift: Vom Volk Gottes.

Abt Leo Rudloff OSB, Weston Priory (Vermont), USA

1949 bis 1969 Abt der Abtei der Dormitio in Jerusalem
Freiburger Rundbrief, Rückblick und Ausblick.

Wie hat der FR mein eigenes Denken beeinflusst und die rechte Richtung gewiesen?

Fünfundzwanzig Jahre, die gefüllt waren mit Geschehnissen von geschichtlicher Bedeutung, laden zu besinnlicher

Erinnerung ein. Und Erinnerung öffnet den Blick in die Zukunft und ruft die Frage auf: »Wo stehen wir heute, und was wird von uns heute erwartet?«

Der FREIBURGER RUNDBRIEF bereitet die Herausgabe der XXV. Jahresfolge vor in dem Jahre, in dem der Staat Israel auch seinen fünfundzwanzigsten Geburtstag gefeiert hat.

Mag es mir gestattet sein, diesem Rückblick und Ausblick eine persönliche Note zu geben. Es werden in wenigen Monaten fünfundzwanzig Jahre sein, dass ich nach Israel gesandt wurde, um mich der verwaisten Abtei *Mariae Heimgang* auf dem Berg Sion in Jerusalem anzunehmen, für die ich dann rund zwanzig Jahre lang verantwortlich war (bis 1969).

Etwa zwölf Jahre später wurde ich von *Papst Johannes XXIII.* in das *Sekretariat für die Einheit der Christen* berufen, dem unter der persönlichen Initiative und Leitung des unvergesslichen *Kardinals Bea* die Bearbeitung der Fragen jüdisch-christlicher Beziehungen angegliedert wurde. So nahm ich teil an den Wehen der Geburt der »Juden-Erklärung« des zweiten Vatikan-Konzils. Und als das Kind geboren war, unter schweren Wehen, da war grosse Freude, aber auch einige Traurigkeit, da das Kind mit einigen Geburtsfehlern behaftet befunden wurde. Die »Erklärung« war aber ein Anfang. Auf ihm wollen wir weiterbauen. Im *Sekretariat* haben wir weitergearbeitet und eine andere, bessere Erklärung in einer Vollversammlung im November 1969 gutgeheissen. Sie stützte sich auf ein Arbeitspapier, das im vorhergehenden April von einer internationalen Arbeitsgemeinschaft im Vatikanischen Büro für katholisch-jüdische Beziehungen des Einheitssekretariates ausgearbeitet worden war. Aber leider Gottes hat sie nie das Licht des Tages erblickt. Wenn nicht ein amerikanischer Prälat aus Missverstehen einen Wortlaut der Erklärung der Presse zugänglich gemacht hätte¹, so wäre sie für immer verschollen geblieben. Sei es mir gestattet, hier ein paar springende Punkte aus der Erklärung vom November 1969 zu zitieren¹. Ich entnehme sie der Presse jener Tage, habe aber dabei im Auge, dass einige Ausdrücke der älteren Fassung in der endgültigen, in der Vollversammlung angenommenen Fassung ausgelassen wurden:

»In der Kirche gewinnt in wachsendem Masse die Kenntnis Raum, welchen Platz die Juden in der Heilsgeschichte einnehmen, Kenntnis auch ihrer bleibenden Erwählung... Treue zu dem Bunde, den der Eine Gott mit dem jüdischen Volke geschlossen hat, war innig verknüpft mit dem Geschenk eines Landes, das in der jüdischen Seele der Gegenstand einer dauernden Sehnsucht geblieben ist, die zu verstehen die Christen sich bemühen sollten. Nach langem schmerzlichen Exil, oft erschwert durch Verfolgungen und moralischen Druck, für die Christen ihre jüdischen Brüder um Verzeihung bitten, haben die Juden auf tausend Weisen ihre Anhänglichkeit an das ihren Vorfahren seit den Tagen der Berufung Abrahams verheissene Land bewiesen. Man sollte annehmen, dass die Christen bei aller Schwierigkeit, die sie dabei empfinden mögen, dies zu verstehen sich bemühen sollten. Sie sollen die religiöse Bedeutung dieses Bundes zwischen Volk und Land in Ehren halten...«²

¹ Vgl. Freiburger Rundbrief XXI 1969, S. 69 ff. und 139 ff. (Alle Anmerkungen d. Red. d. FR).

² Vgl. »The Pilot«, Boston, 27. Dezember 1969.

Ich preise mich glücklich, dass ich an diesen Dingen mitarbeiten konnte. Wenn ich aber bedenke, was mich gleich in die richtige Richtung gewiesen hat, so muss ich dem FREIBURGER RUNDBRIEF und seinen Begründern und Mitarbeitern dankbar sein, vor allem Dr. Gertrud Luckner, Professor Karl Thieme, Karlheinz Schmidthüs und anderen.

Als ich 1949 nach Israel kam, war die überwiegende Stimmung unter dem Klerus und den Ordensleuten eher anti-israelisch (um nicht zu sagen anti-jüdisch) als das Gegenteil. Es war gut, in jener Zeit richtungsweisende Ideen aufgesogen zu haben. Das ist zum grossen Teil das Verdienst des FREIBURGER RUNDBRIEF.

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich auch gerne der ersten noch schüchternen Kontakte, die Dr. Gertrud Luckner und ich zusammen in Israel mit jüdischen Freunden aufgegriffen haben. Das geht zumeist zurück auf das Jahr 1951, als Gertrud Luckner zum ersten Male Israel besuchte. Mein nun inniger Freund, Professor Shmuel Hugo Bergman³, der in diesem Jahre seinen neunzigsten Geburtstag begeht, hatte die Anregungen gegeben. Wir trafen uns Ende Juli 1951 im Haus des 1970 verstorbenen Rabbiners Dr. Philipp mit mehreren jüdischen und christlichen Freunden.

All dies und natürlich manche Erlebnisse in den fünf Jahren, die ich noch in Deutschland vor meiner Auswanderung nach USA unter dem Nazi-Regime erlebt hatte, haben meine Sinne, mein Herz und meinen Verstand für die Fragen geöffnet, die allen um den Rundbrief gescharten Freunden am Herzen liegen.

³ Vgl. u. S. 13.

Erzbischof Dr. Hermann Schäufele, Freiburg i. Br.:

Der Freiburger Rundbrief schaut auf 25 Jahre seines Bestehens zurück. Im Jahre 1948, in der Zeit des zögernd beginnenden Wiederaufbaues gegründet, ist er Zeuge von umwälzenden Entwicklungen auf allen Gebieten geworden, die damals auch nicht annähernd abzusehen waren.

Nur wenige Jahre nach dem Ende der unseligen Herrschaft des Nationalsozialismus, während der in Deutschland gerade an den Angehörigen des jüdischen Volkes furchtbarste Verbrechen begangen wurden, sollte bewusst ein neuer Anfang gesetzt werden. Ziel des Freiburger Rundbriefes war es, eine Begegnung des Gottesvolkes des Alten Bundes mit jenem des Neuen Bundes zu fördern, damit aus der Begegnung gegenseitiges Verständnis, gegenseitige Achtung und gegenseitige Bereicherung erwachsen. Sein 25jähriges Bestehen darf zum Anlass genommen werden, um all denen ein herzliches Wort des Dankes, der Anerkennung und der Ermutigung zu sagen, die sich während der vergangenen Jahre in den Dienst dieser Bemühungen gestellt haben. Wer die Entwicklung, in deren Verlauf das II. Vatikanische Konzil einen zentralen Platz einnimmt, nur in etwa verfolgt hat, wird sagen müssen, dass die Bemühungen von Erfolg begleitet waren.

Der Rückblick auf 25 vergangene Jahre darf so zum hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft werden. Mein Wunsch ist es, dass der Freiburger Rundbrief auch in den kommenden Jahren und Jahrzehnten dazu beitragen möge, Brücken der Verständigung zwischen Judentum und Christentum zu bauen, damit einmal der Tag anbreche, »an dem alle Völker mit einer Stimme den Herrn anrufen und ihm ›Schulter an Schulter dienen«

(Soph 3,9)« (II. Vat. Konzil, Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen, Nr. 4).

D. Kurt Scharf DD, Bischof der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg:

Es ist mir eine Freude, anlässlich des »Rückblicks auf 25 Jahre Freiburger Rundbrief, 1948–1973« ein paar Worte an Ihre Leser richten zu dürfen.

Seit Jahren bin ich dieser Zeitschrift von Herzen verbunden, die sehr viel dazu beigetragen hat, Spannungen, Misstrauen und Vorurteile zwischen den Konfessionen und Religionen in Deutschland abzubauen. Es schien ein tollkühnes oder doch aussichtsloses Unternehmen, drei Jahre nach Kriegsende, in einer Zeit also, da ein christlich-jüdisches Gespräch unter den entsetzlichen Ereignissen der nationalsozialistischen Herrschaft gänzlich erstickt war, damit neu zu beginnen. Das Unternehmen gelang. Es gelang über alles Erwarten. Die Freiburger Rundbriefe haben es auf die Höhe geistig-theologischer Auseinandersetzung, wie in die Tiefe historisch-wissenschaftlicher Forschung geführt, sie haben es in jüngster Zeit erweitert um den dritten bedeutenden Partner im Heiligen Lande, den Islam, und sie haben es durchgehalten in unvoreingenommener Sachlichkeit und vorbildlicher menschlicher Einfühlung in die unterschiedlichen existentiellen Situationen. Das Gespräch zwischen Juden und Christen und neuerdings eben auch Moslems findet in dieser Zeitschrift in einem Geist der Versöhnung statt, der dem Gott die Ehre gibt, den die 3 grossen monotheistischen Religionen als den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs verehren.

Dr. Bernhard Stein, Bischof von Trier:

Das 25jährige Erscheinen des FREIBURGER RUNDBRIEFES ist für alle, denen die jüdisch-christliche Begegnung ein Anliegen ist, Grund zum Danken und zur Hoffnung.

Das erste Heft, in einem Kreis mit Professor K. Thieme und Frau Dr. G. Luckner beschlossen, erschien trotz wirtschaftlicher Not am 1. 9. 1948 zum Mainzer Katholikentag. Es entstand aus der Erfahrung der gemeinsamen Bedrängnis von Juden und Christen in der Hitlerzeit und aus dem Glauben, dass beide wie Baum und Wurzel (Röm 11, 16–18) zusammengehören und in ihrer gemeinsamen Diaspora den Glauben in Liebe bezeugen sollen.

Über Konfessionsgrenzen hinaus der Wahrheit verpflichtet, haben die Herausgeber mutig und redlich auch theologisch und psychologisch belastete Themen behandelt und damit geholfen, Vorurteile zu verstehen und abzubauen. Allein schon das Personenregister mit über 5000 Namen der Jahrgänge I–XXI (Dezember 1969) beweist die Vielfalt und Gediegenheit des FREIBURGER RUNDBRIEFES.

Wenn in der Bundesrepublik Deutschland und in Westberlin 45 Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit bestehen und auf Deutschen Katholikentagen und Evangelischen Kirchentagen Juden und Christen miteinander sprechen und beten, dann sehe ich darin auch eine Frucht der engagierten Arbeit des FREIBURGER RUNDBRIEFES. Sicher sind von dieser Arbeit auch Anstösse zur Erklärung des II. Vatikanischen Konzils über die Judenfrage ausgegangen.

Bedeutsam scheint mir auch das Bemühen des FREIBURGER RUNDBRIEFES, Hilfen für die schulische und kirchliche

Unterweisung zu geben. Denn »nur Unterweisung kann wiedergutmachen, was Unterweisung versäumt oder verschuldet hat« (Jules Isaac). Darum ist auch der regelmässige Versand des Briefes an Religionslehrer und andere Interessierte ein begrüssenswerter Beitrag zur Behebung des immer noch grossen Informationsmangels bei Pfarrern und Lehrern.

In vielfacher Hinsicht sind wir dem Ziel näher gekommen, das die Herausgeber vor 25 Jahren im Geleitwort des ersten Heftes umschrieben haben, dass nämlich »Brücken geschlagen und gesunde christliche Beziehungen zu unseren jüdischen Mitmenschen wiederhergestellt werden können«.

Mit dem Dank an die Leiterin des FREIBURGER RUND-BRIEFES, Frau Dr. G. Luckner, und alle Mitarbeiter und Förderer verbinde ich die Bitte, das Werk mutig fortzusetzen.

Von Herzen wünsche ich für die zukünftige Arbeit den Segen des Allmächtigen, damit die Beiträge zur christlich-jüdischen Begegnung weiterhin dem Frieden dienen.

Christlich-jüdischer Dialog

Ein Rückblick auf unerledigte Fragen

Von Pfarrer Martin Stöhr, Direktor der Evang. Akademie Arnoldshain/Taunus

Wenn man die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg überblickt, so ist in der theologischen und kirchlichen Arbeit festzustellen, dass die fast restlos vernichteten oder vertriebenen europäischen Juden zaghaft zum Gesprächspartner der Christen werden.

Das Vertrauenskapital hatten die wenigen Christen erworben, die im Vernichtungsfeldzug gegen die Juden auf seiten der Verfolgten standen. Es waren wenige. Sie leisteten unendlich viel. Das muss dankbar festgehalten werden. Der Brudermord hatte manche Augen geöffnet, theologische Positionen als Vorbereitung der Endlösung entlarvt, den Kirchen – zumindest einigen von ihnen – gezeigt, wie fatal sie an dem Vernichtungsplan mitgearbeitet hatten, den Hitler und seine Mitläufer exekutierten. Der Strick, der den Juden gedreht wurde, enthielt subtil über Jahrhunderte gesponnene theologische Fäden. Noch ist nicht ausgemacht, ob der Dialog der Christen mit den Juden Zukunft hat, nachdem er in der Vergangenheit der 2000 Jahre christlicher Mehrheit in Europa zwar nicht ganz fehlte, aber keineswegs die dominante Linie christlichen Umgangs mit dem älteren Bruder war.

1. An dieser Stelle setzte der erste Schritt theologischer Arbeit an. Man hat gemeinsam die Bibel, zu übergrossen Teilen gemeinsamer Besitz von Juden und Christen, ganz von Juden geschrieben, tradiert und vorbereitet und in ihrem neutestamentlichen Teil Verkündigung eines Juden, den die Christen als Menschwerdung Gottes und als den erwarteten Messias begriffen. Römer 9–11 wurde neu entdeckt, jene Kapitel, die von der Einheit und Unkündbarkeit des Bundes¹ ausgingen, den Gott mit seinem Volk geschlossen hat. Ein Bund, in den die Christen aufgenommen wurden durch Jesus von Nazareth. Keine der alten Verheissungen wurde ungültig durch ihn. Sie wurden erfüllt und setzten zugleich neue Verheissungen. Erfüllte Hoffnung wurde zur Vorausset-

¹ Vgl.: Der Ungekündigte Bund. Neue Begegnung von Juden und christlicher Gemeinde. Hrsg.: Dietrich Goldschmidt / Hans-Joachim Kraus. S. FR XV/1964, S. 57 ff.

zung eines hoffnungsvollen Lebens. Nur stellte sich bei dieser christlichen Neuentdeckung alter christlicher Traditionen heraus, dass die christliche Hoffnung sich verwirklicht hatte als Hoffnungslosigkeit für die Juden.

2. Der Bund Gottes mit seinem Volk war durch Christen als alt qualifiziert worden, das bedeutete zugleich als überholt. Die christlichen Erben hatten die älteren Brüder enterbt. Ein heilsgeschichtlicher Anachronismus war es, dass sie noch lebten. Aber dass sie und wie sie lebten, entdeckte man erst, als schon viele von ihnen tot waren.

Wie stark die christliche Predigt und Liturgie, Gottesdienst und Kirchenjahr nach Form und Inhalt durch Glauben und Kultur der Juden geprägt sind, das entdeckten einige wissenschaftliche Arbeiten neu. Allgemeinut sind diese Erkenntnisse noch immer nicht in der christlichen Kirche. Die Kontinuität zwischen Juden und Christen, ihre Zusammengehörigkeit als zwar gespaltenes Gottesvolk², das aber zugleich im ungekündigten Bund der Treue Gottes zusammengehört, ist keine Zusammengehörigkeit aufgrund einer Ideengeschichte. Es ist eine Kontinuität des Lebens, der Verwirklichung eines Glaubens an den gleichen Gott. Es ist auch die Kontinuität einer verweigten oder versagenden Nachfolge.

Seit der »Verstaatlichung« des Christentums unter Konstantin dem Grossen haben die christlichen Kirchen viel Energie darauf verwandt, die Kontinuität und damit die Zusammengehörigkeit zu leugnen. Die Geschichte des Scheiterns und der Schattenexistenz wurde den Juden zugeschrieben. Sie hatten ihren Platz an die Christen abgeben müssen. Der hermeneutische Schlüssel für eine solche Praxis im Umgang der Christen mit den Juden, die gerne in der Minderheitssituation einer antiquierten Spezies von Religion und Lebensweise drängten, war in den Kategorien alt–neu, Gesetz und Evangelium, Verheissung und Erfüllung gegeben. Das jeweils erste Wort in den Begriffspaaren taucht bis in die theologische Literatur der Gegenwart immer im Zusammenhang mit der Rede über die Juden und das Judentum auf. Über sie zu sprechen und nicht mit ihnen war die Grundvoraussetzung dafür, dass dieser Schlüssel passte. Hätte man (anders als in Zwangsdiskussionen, deren Sieger und Ende vorher durch die gegebenen Machtverhältnisse feststanden) mit den Juden gesprochen, dann hätte man finden können, dass das Bild, das man sich in Übertretung des zweiten Gebotes von Gott und seinem Volk machte, nicht stimmte.

3. Diese Projektion blieb nicht allein. Die unglaubliche Botschaft, dass Menschen gegen Gott revoltieren, schien den Christen leichter glaubwürdig, wenn sie auch dafür einen Sündenbock hatten: die Juden. Sie waren, gewollt oder nicht gewollt in christlicher Verkündigung und Predigt, die Mörder Gottes. Die Welt schien heiler, wenn man wie im Paradies die Schlange, einen Sündenbock für das Kreuzesgeschehen herzeigen konnte. Die Assoziationen bei vielen Christen laufen, wenn sie das Wort Jude hören, noch immer beschuldigend nach Golgatha. Heil für die Christen erwies sich als Unheil für die Juden.

4. Heute wird man sagen müssen, dass der Assoziationsmechanismus bei vielen Christen in gleicher Weise sich beim Stichwort Juden nach Nahost bewegt. Dabei stellt sich eine Fatalität christlich-jüdischer Begegnung heraus – fatal für die Christen:

Die Menschen und Gruppen, die sich theologisch mit

² Vgl.: Das Gespaltene Gottesvolk. Hrsg.: Helmut Gollwitzer / Eleonore Sterling. Kreuz Verlag, 1966.

Juden zusammen- und auseinandergesetzt hatten, waren nicht dieselben, die die Nahosterklärungen machten. Das waren politisch-diplomatisch denkende Menschen oder Kommissionen, von arabischen oder orthodoxen Positionen unter Druck gesetzt, die vom theologischen Dialog zwischen Juden und Christen keine diffizile Kenntnis haben. Das ist im Vatikan wie im Weltkirchenrat so und spiegelt sich auch auf den unteren Ebenen der Kirchen wider. Belehrt es Denken über Römer 9 bis 11 blieb für sich, wenn andere politisch zur Nahostfrage Stellung nahmen und umgekehrt auch. Diese Beobachtung bringt ein christliches Defizit an den Tag: Die Versuchung, das Judentum als Konfession zu begreifen, und mit der eigenen Neigung zur Weltlosigkeit, Spiritualisierung und Individualisierung zu übersehen, dass Judentum, in Diaspora und im Erez Israel lebend, mehr ist als Konfession.³ Das enttäuschende Schweigen vieler Christen und Kirchen hängt damit zusammen, dass die Verwirk-

³ S. o. S. 3, 62; vgl.: Jüdisches Volk – Gelobtes Land. Hrsg.: W. P. Eckert / N. P. Levinson / M. Stöhr in: FR XXII/1970, S. 103.

lichungsgeschichte des Judentums in seiner Geschichte, in der Vertreibung und in der Existenz im Land und Staat Israel nicht wahrgenommen wurde.³ Wo die Christen endlich Weltverantwortung, z. B. gegenüber den brennenden Problemen des Hungers und des Rassismus in der Welt lernten, da waren sie froh über diese neuen Schritte, offensichtlich aber zugleich für tiefere Analysen widerspruchsvoller Situationen und für klare Aussagen zur bedrohten Situation Israels unfähig. Die »neutestamentliche« Analogie einer solchen Haltung wird von Paulus in der Gemeinde zu Korinth angegriffen: Dort feierte man das Abendmahl, das auch eine wirklich materiell-soziale Dimension hatte, auch ohne die Armen. Kamen sie später dann in die Gemeinschaft, blieb ihnen die »ganze Solidarität der Herzen«. Die Etablierten hatten bereits gegessen und getrunken. »Ich kanns nicht loben, dass ihr nicht auf bessere Weise, sondern auf ärgere Weise zusammenkommt« (1 Kor 11, 17).

Nachtrag zu: »Rückblick auf 25 Jahre Freiburger Rundbrief, 1948–1973« s. u. S. 172.

Dank an Professor S. H. Bergman

Professor Dr. Shmuel Hugo Bergman schreibt in seinem Beitrag über den jüdischen Segensspruch¹ von dem »Segen«, dass dieser Segen »eine »Hinzufügung von Gutem« ist, eine »Hinzufügung von geistiger Kraft« . . . Auch der »Rundbrief« durfte eine solche »Hinzufügung« durch stete Anteilnahme und immer bereites Geben von Professor Bergman empfangen, und wer Professor Bergman begegnete, durfte dies gleichermassen erfahren. Hiervon zeugen manche Seiten des »Rundbriefs«² vgl. »Der Tod des Todes« (s. o. S. 4). Es war Pro-

fessor Bergman, der im Juli 1951 in Jerusalem eine erste Begegnung im kleinen jüdisch-christlichen Kreis, u. a. mit Abt Leo Rudloff OSB, anregte (s. o. S. 11).

Wir sagen Professor Dr. Flusser von Herzen Dank für den nachstehenden, Professor Bergman³ gewidmeten Gruss zu dessen 90. Geburtstag und dürfen damit auch unsere tiefe Verehrung und herzliche Dankbarkeit verbinden und aussprechen.

Gertrud Luckner

¹ In: FR III/IV, 1951, Nr. 12/15, S. 26 ff.

² Vgl. u. a.: XII, 45/48, S. 99: »Die Heiligung des Namens«. Zum 75. Geburtstag von Hugo Bergman; Nr. 49, S. 3: A. I. Kuk, Das Licht des Messias leuchtet auf; XXI/1969, S. V f.; sowie Personenregister folgender Folgen.

³ Shmuel Hugo Bergman, Professor der Philosophie, Emeritus; geboren am 25. 12. 1883 in Prag. Universitäten Prag und Berlin, Dr. phil. Prag, 1905; Hon. Ph.D.; Hebräische Universität Jerusalem, 1959; Direktor der »Jewish National University Library« 1920–35; Professor und Rektor der Hebräischen Universität 1935–38; Mitglied der »Israel Acad. of Sciences and Humanities«; Emeritus 1955. –

3 Professor Shmuel Hugo Bergman zum neunzigsten Geburtstag

Von Professor Dr. David Flusser

Unter den jüdischen Weisen sind schon seit mehr als zweitausend Jahren solche, bei denen die wahre Grösse, auch auf intellektuellem Gebiet, mit einer einfachen Demut vereint ist. Einer von jenen hat diesen Menschen seine Seligpreisungen gewidmet und hat ihnen versprochen, sie werden das Reich der Himmel erben. »Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erfahren. Selig die rein im Herzen sind, denn sie werden Gott schauen. Selig die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Söhne heissen.«

Diese Worte seien unser aller herzlicher Gruss an einen jüdischen Weisen, der wegen unserer säkularen Welt nicht als Rabbi angesprochen wird, sondern als Professor der Philosophie an der hebräischen Universität. Er ging seinen natürlichen, aber ungewöhnlichen Weg. Als junger Mann lebte er in Prag, das damals wieder mit Recht sich neu seine Bezeichnung als »Stadt und Mutter in Israel« verdient hat. Unter seinen wichtigen Freunden war damals Franz Kafka, mit dem er um Gott stritt, denn Kafka war damals Atheist. Dann brachte, schon im Jahre 1920, Hugo Bergman die europäische Kultur und Philosophie

nach Jerusalem. Wenn man Kant hebräisch liest, ist es Bergmans Verdienst. Aber gleichzeitig war und blieb das Wesen seiner Seele tief jüdisch. Um das Wesen des Judentums hat er auch mit Buber gerungen. Bergman einen jüdischen Denker zu nennen, wäre dem Ausdruck nach hochtrabend und würde die stille und unaufdringliche Grösse seiner Abhandlungen über das Judentum abmindern. Der jüdische Humanist Bergman ist, nach den Worten Hillels, ein Schüler Aarons, den Frieden liebend und dem Frieden nachstrebend. »Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Söhne heissen.« Und selig sind wir hier, die mit ihm zusammen an seiner stillen Weisheit teilnehmen. Dass er mit neunzig Jahren genauso klar und fruchtbar denkt und arbeitet, ist ein Segen. Und ich bin sicher, dass Bergman noch in einem Punkte gesegnet sein wird. Im Laufe der Zeit wird die Grösse vieler moderner Denker, die den Judaismus heute feilbieten, abnehmen, und das Gewicht der Worte Bergmans über die Jüdischkeit wird wachsen. Wir alle, Christen und Juden, richten uns an der jüdisch verwurzelten Sicht Bergmans aus.